Das erste Honorar.

Humoreske von K. v. Linz.

Doktor Knop hatte nach halbjähriger Bethätigung seiner medizinischen Kunst das Studium über die Kolpapper Bauern in Hinterpommern abgeschlossen. Als Extrakt schwebten über den — durch zahlreiche Enttäuschungen und kleine Betrügereien — gesammelten Erfahrungen zwei kurze Zeilen:

Sie sehen zwar äußerlich sehr unschuldig und dämlich aus...

Sind aber inwendig sehr schlau...

So schlau, daß Doktor Knop sich bisweilen kein Stück Fleisch gönnen konnte, trotzdem er kaum von dem elenden Miethswägelchen, auch „Hackmaschine" genannt, herunterkam. Die Leute krankten viel in dieser Gegend. Aus den moorigen Ostseewiesen trugen, bald nach Mittag, die geschäftigen Schimmelreiter des Nebels den Typhus auf das Land. Die Leute waren auch so aufgeklärt, zur rechten Zeit den Arzt zu rufen. O ja! Doktor Knop verrichtete ihnen im ersten rosenrothen Idealismus sogar noch allerhand Nebendienste. Er fegte und lüftete die Stube — — einmal hatte er sogar auf das jämmerliche Stöhnen einer Bäuerin: „De Farkals häwe hüt no de ganze Dag nischt ne kräge", die grunzenden Vierfüßler satt gemacht.... Jetzt war diese Opferwilligkeit längst verrauscht. Er hatte einsehen müssen, daß die Kolpapper Bauern es geradezu als Schande ansahen, ihn für seine Leistungen zu bezahlen. Kein Mittel brachte sie dazu. Etwa der Gerichtsvollzieher?

„Achherjeee, wie häwe jo fülwe nischt ne", wimmerten sie dem vor. Und er mußte sich überzeugen, daß sie darin recht hatten. Sparte eins Geld, wurde es sofort zum Gevatter in die nächste Stadt gethan. Sie selbst begnügten sich weiter mit einem Stuhl und einem Tisch. Redete der Richter aber nachher ein Wort Juristendeutsch mit ihnen, hatten sie das bißchen „Kantsche" gerade irgend einem „Bölkekind" verschrieben. Aber eines mußte man ihnen lassen: „Nachtragend waren sie nicht." Sie holten Doktor Knop ruhig weiter. Und er... zähneknirschend, wuthschnaubend ... ließ sich holen. Keine andere Möglichkeit gab es für ihn, zu seinem Gelde zu kommen, als starres Ausharren und schließliches Ueberlisten. Vorläufig besaß er noch keine Uebung darin. Aber sie würde sich schon einstellen. — — — Der Winter war übrigens längst nicht so unerträglich, wie er ihn nach dem kalten, nassen Herbst gefürchtet hatte. Seitdem ihm der reiche Onkel Geheimrath auf seine beweglichen Schilderungen hin, den herrlichen Nerzpelz gestiftet hatte, fand er ihn beinahe behaglich. Mit hochgeklapptem Kragen klapperte er durch die scharfen Winde und verordnete den Bauern Schwitzkuren über Schwitzkuren... Einmal wurde ihm sogar etwas wie eine Anerkennung zutheil. Eine Bäuerin reichte ihm einen Korb mit selbstgebackenem Brot auf das Wägelchen. Während des ganzen Heimwegs lebte etwas wie Rührung in ihm. Sie tasteten sich doch langsam zur wahren Menschlichkeit durch .... wollten gutmachen. Mit kräftigem Stoß versuchte er nachher beim Kaffee eins der schweren Brote anzuschneiden. Aber das Messer widersetzte sich. Eine teigige, säuerlich riechende Masse hielt sich nur mühsam unter der braun überbackenen Außenseite im Zaum.

Diese Entdeckung rottete den zaghaften Rest seines Idealismus mit Stumpf und Stiel aus. Er schwor ihnen Rache.

Sie waren schlau... jawohl. Aber er würde in Zukunft noch schlauer sein.

— — — — — — — — — — — —

Der Nachmittag eines bitterkalten Dezembertages wollte sich gerade mit dem Abend bekannt machen, als in des Doktors Hausflur Jemand mit lautem Poltern den Schnee von den Füßen trat.

Der Schafjunge von Bauer Pinsches war da. — — „Die Bäuerin leide an einem großen Geschwür, und die Sache sei sehr eilig", keuchte er heraus.

Pinsches waren die schlimmsten von allen. Zweiundvierzigmal stand ihr werther Name in des Doktors Büchern. Die ersten zweimal sogar mit der Nebenbemerkung: (auf Bitten vier Mark sechzig Pfennig an den Apotheker verauslagt).

Dem Jungen mochte wohl gesagt sein, daß sich die Geschichte nicht so glatt abwickeln würde, denn er sperrte den Mund weit auf, als der Doktor sich sofort zur Hilfe bereit erklärte. Ja, der kam sogar augenscheinlich sehr gern mit ... In seinen Augen wenigstens stand ein Lächeln, als ob er sich der langen Fahrt freue...

Was wußte der Dominik Klas davon, daß Dr. Knop endlich glaubte, den Kolpapper Bauern an Schlauheit überlegen zu sein?

Es war wirklich die höchste Zeit, daß ein operativer Eingriff vorgenommen wurde. Die Bäuerin hatte bereits hohes Fieber. Dr. Knop sagte leise zu den vollzählig versammelten Familienmitgliedern, unter denen das Mutterschwein mit seinem zehnschwänzigen Kindersegen nicht fehlte:

„Hätten Sie mich morgen geholt, wäre es vielleicht schon zu spät gewesen. Eile thut noth. Aber bevor ich beginne, verlange ich vierzig Mark baar. Früher fange ich nicht an. Sie wissen warum ..."

Der Bauer wechselte die Farbe.

„J Herr Doktor, so werden Sie ja woll nich sein. Was haben wir Ihnen blosche gethan."

Aber Dr. Knop war „so".

„Entweder ... oder", sagte er und machte eine nicht mißzuverstehende Bewegung nach der Thür hin.

„Sie sind ja nich so hart, Sie thun's auch schon vor zwanzig", handelte der alte Pinsch verbissen.

Der Doktor näherte sich von neuem dem Ausgang.

„Nicht einen Pfennig billiger."

Da ging der Bauer mit dröhnenden Schritten hinaus.

Zehn Minuten später steckte der junge Arzt schmunzelnd sein erstes ärztliches Honorar ein.

Der Einschnitt war vorüber, der Verband gelegt, die Patientin eingeschlummert! Der Doktor gab mit halblauter Stimme allerhand Verhaltungsmaßregeln und reichte dem Bauern die Hand hin. Dann sah er sich vergebens nach seinem kostbaren Pelz um.

„Hier habe ich ihn hingelegt, ich weiß es genau", sagte er endlich erstaunt.

„Dat wird schon stimmen", meinte der alte Pinsch gleichmüthig, „ich habe ihm blosche ein bisken zum Budiker rumgetragen. Der hat uns doch die vierzig Mark druff geliehen."

Der Sturm trieb draußen den losen Schnee in tollem Wirbel durch die Lüfte. Auf den Lippen erstarrte das Wort, die Hand fror an der Klinke fest. Es mochten wohl achtzehn Grad Kälte sein.

Dr. Knop mußte seinen Pelz um jeden Preis wiederhaben.

So wurde er denn nicht nur das kaum angewärmte Honorar los ...., sondern noch einen Fünfmarkschein extra, den der Budiker für die kleine Gefälligkeit beanspruchte.

Die Kolpapper Bauern hatten den Superlativ für sich.

Sie waren am schlausten!

Dr. Knop aber floh am nächsten Tage mit seinem schönen Pelz zum Onkel Geheimrath in die Großstadt, um sich ein anderes Feld für seine Thätigkeit zu suchen.

Der Hund als Stierkämpfer.

Der Besitzer der Trefee-Farm in St. Teath in England, war damit beschäftigt, einen jungen Stiere in die Stallung zu treiben, als dieser plötzlich wild wurde und den Farmer angriff. Er wurde von den Hörnern des Thieres erfaßt und mehrere Meter weit geschleudert, ohne sich erheblich zu verletzen. Dann ging der Stier von neuem auf ihn los. Dies bemerkte der in der Nähe befindliche Foxterrier des Farmers. Mit wüthendem Gebell stürzte er sich dem Stiere entgegen und begann ihn in die Beine und in den Schwanz zu beißen. Der Stier stutzte und wandte sich seinem neuen Feinde entgegen. Doch der behende Foxterrier wich geschickt den Hörnerstößen aus und attaktirte den Stier beständig von rückwärts oder von der Seite, so daß dieser sich unausgesetzt drehen und wenden mußte und schließlich ermüdet den Kampf aufgab und davontrollte. Dem Farmer aber war durch seinen Hund das Leben gerettet worden.

Die Köche der Könige.

Wenn das Nationalgefühl heute auf allen Gebieten siegreich ist — eines gibt es doch, das seinem Einflusse verschlossen scheint. Das ist das Bereich der französischen Küche. Dieses Reich war, ist und bleibt französische Domäne. Ein Franzose steht der Küche des deutschen Kaisers vor, ein anderer der Leopolds von Belgien, und ebenso sind es Franzosen, die für die Ernährung König Eduards des Siebenten und des Zaren sorgen. König Alphons von Spanien hat sich soeben aus Paris einen neuen Küchenchef mitgebracht; es ist kein Geringerer als Herr Marechal, der bisherige Küchenchef des Jockeyklubs, einer der gefeiertsten Kochkünstler des modernen Paris. Diese Herrschaft der Franzosen über die feine Küche ist ja schon recht alt. Als Wellington Napoleon bei Waterloo geschlagen hatte, genoß er am Abend ein französisches Diner, zubereitet von einem französischen Koch. Das war die Revanche Frankreichs!

Die angebliche Enkelin Ludwig's des Sechzehnten

starb, dem „Petit Bleu" zufolge, dieser Tage in Delft im Alter von 74 Jahren. Es handelt sich um die einzige lebende Tochter des Spandauer Uhrmachers Naundorff der sich 1816 für einen Sohn Ludwig's XVI. ausgab, und als solcher von König Wilhelm II. der Niederlande anerkannt worden war. Naundorff starb 1845 in Delft. Sein Grabstein trägt die Aufschrift: „Ludwig XVII., König von Frankreich und Navarra, Herzog der Normandie". Seine jetzt verstorbene Tochter, die angeblich Ludwig XVI. auffallend ähnlich war, nannte sich Prinzessin Auguste Maria Theresia von Bourbon.

Man muß sich zu helfen wissen.

Arzt: „Nun, haben Sie meinen Rath befolgt und gestern Abend ein Glas gut eingebrautes Doppelbier getrunken?"

Patient: „Ich hab' halt keins auftreiben können in der Nachbarschaft, und da hab' ich dafür drei Glas gewöhnliches Bier getrunken."

Die Wärme des Menschen.

Daß jeder Mensch einen „geheizten Ofen" in sich umherträgt, dürfte nicht vielen bekannt sein. Das verhält sich nämlich wie folgt: So lange das Leben dauert, besitzt unser Körper eine Blutwärme von 28 Grad Reaumur oder 87½ Grad Celsius, die sich den verschiedensten Außentemperaturen gegenüber vollkommen gleicht hält, so daß das Blut der Tropenbewohner um nichts ärmer ist, als das der Polarmenschen. Diese unsere Blut- oder Lebenswärme wird innerhalb unseres Organismus erzeugt durch chemische Vorgänge, nämlich durch die Verbindung und Verbrennung von Körperbestandtheilen mit dem aus der Luft eingeathmeten Sauerstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff. Die Grundbestandtheile der meisten Stoffe, auch der Nahrungsstoffe, verbrennen mit Sauerstoff zu Kohlensäure und Wasser, wobei Wärme erzeugt wird. Es ist nachgewiesen, daß durch solche Verbrennungsvorgänge innerhalb des Körpers genau ebensoviel Wärme erzeugt wird, als wenn dieselben Elemente außerhalb des Körpers verbrannt werden. Wir heizen also gewissermaßen unsern Körper mit Brennstoffen, die als Nahrung eingenommen und durch die Verdauung in Bestandtheile des Blutes verwandelt werden. Durch geeignete Speisung „unseres Ofens" bei entsprechender Sauerstoffzufuhr kann bald mehr, bald weniger Wärme erzeugt werden; die nothwendige Regulirung erfolgt durch Wärmeabgabe an unsere Umgebung, namentlich die Luft, und durch Verdunstung des Ueberschusses durch Haut und Lungen. So verdunstet beispielsweise ein Erwachsener an einem Ruhetage 900 Gramm Wasser, dagegen an einem Tage anstrengender Arbeit 2000 Gramm, d. h. vier Pfund Wasser. Durch genaue Versuche ist ermittelt, daß ein Erwachsener ohne besondere Körperarbeit täglich durchschnittlich so viel Wärme an seine Umgebung abgiebt, also auch in sich erzeugt, als erforderlich ist, um 2q Millionen Gramm Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen. Da man die Wärmemenge, die nöthig ist, 1 Gramm Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen, eine „Wärmeeinheit" oder „Calorie" nennt, so werden also von dem erwachsenen Menschen täglich im Durchschnitt 2½ Millionen Colorien entwickelt. Bei körperlicher Arbeit wird noch bedeutend mehr Wärme erzeugt, beziehungsweise abgegeben. — Der so seltsam klingende Ausspruch, daß jeder Mensch seinen eigenen Ofen in sich selbst umherträgt, hat also seine volle Berechtigung.

Ein 340 Jahre dauernder Prozeß

Vor dem Staatsgericht von Oaxaka in Mexiko ist nun endlich ein großer Prozeß beendet worden, der nicht weniger als 340 Jahre lang die Gerichtshöfe beschäftigte, zwei Städte in bitterer Feindschaft sich befehden ließ und endlich, da alle Rechtsmittel erschöpft und alle Instanzen in Anspruch genommen sind, sein Ende findet. Der Streit entstand aus Grenzangelegenheiten zwischen den Städten Yodorome und Nunno; beide Gemeinden besaßen Ansprüche auf einen gleichen Landstrich, und die hieraus entstehenden Konflikte haben schon vor der Befreiung Mexikos den spanischen Kolonialgerichten viel Arbeit bereitet. Die Bewohner der beiden Gemeinden stehen sich auch seit altersher als blutige Erbfeinde gegenüber, und mehr als einmal wurde dieser Haß mit den Waffen in der Hand befriedigt. Nun ist die Grenze definitiv regulirt, die Stelle wird durch ein Denkmal bezeichnet werden und zum ersten Mal seit 340 Jahren werden die beiden feindlichen Gemeinden zu einem festlichen Friedensschmaus sich vereinigen.

Nellie Melba über die Zukunft der Frau.

Die berühmte Sängerin deren Stimme die Welt so gern lauscht, hat sich jetzt auch als Prophetin vernehmen lassen. Frau Melba ist kürzlich in London über die Frage, was aus der Frau in hundert Jahren geworden sein wird, interviewt worden und hat, ohne eine Sekunde zu schwanken, folgendes Orakel verkündet: „In hundert Jahren wird sich die Frau einer schier unbegrenzten Freiheit zu erfreuen haben, die sie aber ihren häuslichen Pflichten am allerwenigsten abspenstig machen dürfte. Denn der Mann wird der Wohlthat eines traulichen Heims immer weniger entrathen können. Wenn der Mann, um Geld zu machen, den ganzen Tag auf den Beinen gewesen und des Abends abgehetzt nach Hause kommt, ist der beruhigende Friede des Heims eine unerläßliche Vorbedingung seines Wohlbefindens. Das begreifen die Frauen von heute noch nicht zur Genüge, in einem Jahrhundert wird diese zwingende Wahrheit aber Allen zum Bewußtsein gekommen sein, da sie dann zweifellos die Dinge mit helläugigerem Verständniß betrachten werden, als es heute gemeinhin der Fall ist. Ob die Schönheit der Frau sich weiter erhöhen wird, ob sie das Höchstmaß der Schönheitsentwicklung bereits erreicht hat? Ich halte dafür, daß die Frauen im nächsten Jahrhundert hübscher sein werden als unsere Schönen von heute, die sich wahrlich schon sehen lassen können. Die Intelligenz der Frauen wird sich demnach Hand in Hand mit ihrer Schönheit entwickeln, die sich verfeinern und durchgeistigen wird. Das weibliche Antlitz wird in Zukunft der Heiligenschein der Schönheit verklären. Und die blödsinnigen Moden von heutzutage werden eines seligen Todes sterben."

Also die singende Pythia, deren Wort freilich weniger Bedeutung hat als der Zauberklang ihrer Kehle.

Indische Theaterzettel.

Wie ein indischer Theaterdirektor in Benares seine Landsleute zum Theaterbesuch einladet, ist recht ergötzlich auf einem auf Seide gedruckten Ankündigungszettel zu lesen: „... Das Stück, das ich für Euch gewählt habe, ist dem berühmten „Othello" des Shakespeare entnommen, es wird Euch gefallen, ich leiste dafür jede Bürgschaft. Besonders lenke ich Eure Aufmerksamkeit auf die Szene des Durbar mit ihrer Unmasse von Fackelträgern, alle in prächtigen Kleidern. Noch schöner ist vielleicht die Dschungelnszene, wo ein langbärtiger frommer Mann dem Monde entsteigt, ohne daß der in den Dschungeln jagende Othello den gottesfürchtigen Greis bemerkt. Bald darauf werdet Ihr unter einer Gartenbrücke wirkliches Wasser sehen, dessen melodisches Rieseln das Echo des Waldes wecken wird, wo bunte Vögel laute Kurzweil treiben. Süß ist Vogelgesang, aber noch süßer die Stimme des Weibes, deren Gesang den Rhythmus edler Bewegungen begleitet. Sehr lustig ist das Bild, der den Strom durchschwimmenden zwei Affen, deren jeder ein Bündel Wäsche auf dem Rücken trägt — der Wäscher sucht sie schwimmend zu erreichen — darum heißt dieses Intermezzo auch die Wäscherszene. Zum Beschluß kommen die tragischen Momente, die, das muß ich Euch sagen sehr stark sind; der wüthende Othello nähert sich mit blankem Degen dem Bette der Desdemona, deren rührendes Flehen Euch das Herz zerreißen wird. Ein schmerzliches Schauspiel, besonders der langandauernde Todeskampf mit seinem von Seufzern unterbrochenen Röcheln. Diesem Schauspiel folgt die komische Szene „Chunyan und Munyan" und noch manches andere, was Euch überraschen wird. Bescheidene Preise."

Ein Held.

Manövertag! — Eine Kolonne Infanterie zieht in Marschordnung, Gewehr auf Schulter, durch das stille norddeutsche Dorf. Die lauten, taktmäßigen Tritte der nägelbeschlagenen Schuhe auf dem holperigen Steinpflaster lassen den alten Heinrich Steffen, der mit dem Umgraben des bis an die Straße vorspringenden Stückes Land beschäftigt ist, von seiner Arbeit aufblicken. Offenen Mundes steht er und starrt mit verwunderten Augen auf die vorbeiziehenden Soldaten, deren Helme im Sonnenschein blitzen. Und als ihm gar ein paar übermüthige Gesellen freundlich zunicken, da zieht der Alte seine Mütze vom Kopf, macht eine Verbeugung, soweit sie ihm bei seinem steifen Rücken möglich ist, und lacht über das ganze Gesicht. Und nun grinst und grüßt die ganze Kolonne, und Heinrich lacht und verbeugt sich und grüßt wieder. — Lange noch schaut er der Truppe nach, bis sie hinter dem nahen Wald seinen Blicken entschwindet. Dann wendet er sich seiner Arbeit wieder zu. — Kaum eine halbe Stunde später sprengen sechs Husaren in ihren schmucken grünen Röcken auf feurigen Rossen die Dorfstraße herab und halten dicht vor dem Alten. Der Führer der Patrouille, ein Unteroffizier, reitet einen Schritt vor: „He, guter Freund, könnt Ihr uns nicht sagen, ob hier eine Truppe Infanterie vorbeigekommen ist?" Heinrich bleibt stumm und zuckt, statt zu antworten, die Achseln. Wie ein Blitz war es durch das Gehirn des Alten gezuckt: die wollten den Infanteristen nach; das waren welche vom Feinde, denen durfte er auf keinen Fall etwas sagen. Der Unteroffizier wird ungeduldig: „Zum Donnerwetter, Mann, Ihr könnt uns doch sagen, ob hier Infanterie durchgezogen ist oder nicht!" Dabei rückt der Gaul des Unteroffiziers in bedrohlicher Weise vor. Heinrich aber retirirt und späht nach einer Gelegenheit zur Flucht. Die versperrt ihm der Unteroffizier, indem er auf den Acker bis zu dem Alten reitet; und, ärgerlich über des Alten närrisches Gebahren, donnert er nochmals: „Mann, seid doch gescheit und sagt, ob Infanterie hier durchgekommen ist." Aengstlich duckt sich Heinrich unter dem grimmigen Gesicht des Husaren; dann aber faßt er einen verzweifelten Muth und schlägt stolz mit der Faust auf die breite Brust: „Nee, Herr, un wenn Ji mi op de Stelle hier dodsteken wullt, ik segge et nich, ik bün kin Vaterlandsverräther!"

Zweierlei.

Loben, preisen spät und früh
Willst die Wahrheit Du? —
Jeder stimmt Dir zu!
Aber sagen willst Du sie
Einem in's Gesicht? — —
Untersteh' Dich nicht!

Bestätigt.

„Bekommt man beim Weinwirth Beiser! wirklichch so saure Weine?"
„Und ob!... Wenn er ja einmal von seinem eigenen Wein trinkt, so dreht er sich vorher um, damit man sein Gesicht nicht sieht!"

Die Vorläufer des Phonographen.

Der Phonograph ist keine Erfindung des 19. Jahrhunderts, schon vorher hat der menschliche Erfindungsgeist versucht, die Menschenstimme mechanisch zu reproduciren. In einem im 18. Jahrhundert erschienenen Buche, der berühmten Abhandlung Antonio Rivarols über die Universalität der französischen Sprache findet sich in dem „Journal des Debats" der interessante Passus: „Unter den Händen eines Franzosen hat die Bronze gesprochen, und die Unsterblichkeit, welche die Bücher unserer Sprache verleihen, gibt ein selbstthätig sich bewegendes Kunstwerk ihrem Klange." Rivarol erzählt dann von den „sprechenden Köpfen", die der Abbe Mical soeben erfunden habe. „Es sind zwei bronzene Köpfe, die sprechen und ganze Sätze hersagen. Sie sind sehr groß und ihre Stimme übermenschlich. Der große Künstler, der sie anfertigte, ging davon aus, daß die Sprache einem Blasinstrument gleiche, dessen Klappen im Munde liegen. Seine Köpfe sprechen in zwei Registern. Das erste ist ein Zylinder, der nur bestimmte Sätze giebt, das zweite Register enthält alle Silben der französischen Sprache, die nach einem sinnreichen, nur dem Erfinder bekannten System auf eine kleine Anzahl reduzirt wurden." Mit Enthusiasmus malt Rivarol aus, wie durch diese wunderbare Erfindung auch Fremde den Wohllaut und die Schönheit französischer Dichtung genießen dürfen. Aber den Erfinder und seine Erfindung verfolgte das Mißgeschick. Die Regierung lehnte den Ankauf der „sprechenden Köpfe" ab und in einer Stunde des Mißmuthes zertrümmerte der Abbe Mical sein Werk. Er starb im Jahre 1789 in größter Armuth.

Umschrieben.

Herr (zum Bettler): „Also Sie und Ihre Familie hatten schon immer Pech?"

Bettler: „Ja lieber Herr, wir konnten anfangen was wir wollten, wir wurden immer erwischt.

Verblümt.

Diener: „Wir müssen auf unserer Hut sein, gnä' Herr — bei dem Kolonialwaarenhändler nebenan ist diese Nacht eingebrochen worden."

Herr: „Ja, in meinem Kistchen fehlten diesen Morgen auch schon wieder zwei Zigarren.

Der Ehrliche.

„Fritz, die Uhr, die du gestern gefunden hast, mußt du abgeben, hier steht die Annonce in der Zeitung."

Da steht doch bloß: „Der ehrliche Finder wird gebeten. Damit kann ich doch nicht gemeint sein!"

Schlau.

Ein Strolch ist in den Keller eines bekannten Weinhändlers eingebrochen, wird aber erwischt und zur Anzeige gebracht.

Richter: „Wie kamen Sie dazu, in den Weinkeller einzubrechen?"

Angeklagter: „Hoher Gerichtshof! Ich ging da in der Nähe vorbei — auf einmal strömte mir ein so köstlicher Geruch in die Nase — so pikant, so prickelnd, so sinnverwirrend — ich konnte mich nicht mehr enthalten — —"

Kläger: „Ich ziehe die Klage zurück!"

Leidensgenossen.

Alter Soldat: „Mir sind in meinem Leben oftmals die blauen Bohnen um die Ohren geflogen."

Alter Schauspieler: „O, mir noch ganz andere Früchte!"

Offenherzig.

Dienstmädchen: „Ach, entschuldigen Sie, gnädige Frau: in der Zeitung stand, daß ein Mädchen verlangt wird; ist das vielleicht richtig?"

„Nein, das wird wohl auf der anderen Seite sein; ich mache mir alles selber."

„Ach, das wäre ja gerade so was für mich!"

Beim Wort genommen.

Jüngling (sehr eingebildet): „Mein Fräulein, ich liebe Sie unerhört!"

Fräulein: „Ja, ... das wird auch so bleiben."

Empfehlung.

Herr (zum Droschenkutscherf: „Können Sie aber auch rasch fahren?"

„Na, Sie brauchen bloß mal den Buchhalter von Heinemann & Co. zu fragen, der jetzt in Amerika ist. Den hab' ich zur Bahn gefahren, wie er mit der Kasse ausgerückt ist!"

Erklärt.

Fremder (im Münchener Hofbräuhaus fragt, erstaunt über die unglaublichen Quantitäten Bier, die vertilgt werden, seinen Tischnachbarn): „Ja, sagen Sie mir, mein Bester, warum trinken die Leute hier gar so viel Bier? Da wird ja jede Viertelstunde ein Faß ausgetrunken!"

„Ja, mei' lieber Herr, wissen S', das g'schieht, weil s' die leeren Bierfaßl zum Füllen brauchen!"

Naheliegend.

A.: „Die Müllers haben schon recht viel Pech in der Ehe gehabt, sie halten aber doch immer treu und fest zusammen."

B.: „Kein Wunder, das Pech hält sie eben so fest zusammen."

Aus der guten alten Zeit.

Adjutant: „Herr Major, wir müssen die Fahne abholen!"

Major: „I was, wozu sollen wir denn mit dem ganzen Bataillon nach dem Lappen rennen, noch dazu bei dem Sauwetter! Da, Junge, hast du einen Groschen, geh' zu meiner Frau und laß dir die Fahne mitgeben."

Anzüglich.

Herr: „Na, lieber Freund, hast du dir zu Weihnachten auch eine Gans geleistet?"

Junger Ehemann (mit einem Blick auf sein liebes Weibchen: „Und was für eine!"

Glücklicher Umstand.

Dame (zum Kapitän, der von seinem Aufenthalt unter den Menschenfressern erzählt): „Und wie entgingen Sie dem grausigen Schicksal, verspeist zu werden?"

„Nur durch Zufall, meine Gnädigste, die Frau des Häuptlings hatte nämlich ihr Kochbuch verlegt!"

Schwierige Situation.

„Sie verkehren in der Familie des Kommerzienraths; haben Sie etwa ernsthafte Absichten?"

„Gott — ja: mit der Mittleren bin ich so gut wie verlobt. Verliebt bin ich allerdings in die Jüngste: aber die Aelteste werde ich wohl heirathen müssen."

Oh weh!

„Ich hörte, Sie haben Ihre Gattin, als sie noch ein junges Mädchen war, mit eigener Lebensgefahr vom Tode des Ertrinkens gerettet?"

„Das stimmt"

„Haben Sie die Medaille dafür bekommen?"

„Nein, ein — Kreuz."

Er sieht tiefer.

Freund: „Ich finde es wirklich nett von Deiner Frau, daß sie Dir zum Geburtstage echten Astrachan-Kaviar beschert hat."

„Das findest Du so; ich sehe aber tiefer: Das ist nämlich nichts weiter als eine Anspielung auf das Astrachan-Jacket, das sie wünscht."

Unverfroren.

Richter (zum Gauner): „Sie waren 1½ Stunde in der Wohnung des armen Teufels und rafften Alles zusammen, was er sich durch die Jahre erworben, hat sich da in Ihnen gar nichts geregt?"

Gauner: „O ja, Hunger hab' ich 'kriegt!"

Berechtigte Frage.

Detektive (der einen Gauner erwischt, als er mit einem gestohlenen Offiziersmantel das Weite suchen will): „Sagen Sie 'mal, mein Lieber, haben Sie denn auch die Erlaubniß zum Tragen der Uniform?"